

Nr. 188. Bromberg, den 3. November 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(16. Fortsetzung.)

„Ein schönes Talent!" bemerkte Herr Emil Schnepfe. „Meine Beobachtungen werden von Ihren Angaben bestätigt. Ich sah, daß die Brieftasche an ihrer Längsseite zugenäht gewesen war. Ich bemerkte, daß die Naht aufgetrennt worden ist, denn Reste des schwarzen Zwirns sind in dem Leder haften geblieben. Natürlich lag der Gedanke nahe, daß in dieser von Ihnen geöffneten Abteilung der Brieftasche sich ein besonderer Wertgegenstand befunden hat. Welcher Art das Dokument war, das Sie eben erwähnten, wollen Sie mir nicht sagen?"

„Ich kann nicht. Ich muß im Interesse eines anderen über diesen Punkt schweigen."

„Gut, lassen wir die Frage vorläufig unerörtert. Es beruhigt mich, daß Sie mir sagen, Sie hätten bisher niemals Dinge begangen, die in mein Fach schlagen. Sie dürfen mich nicht falsch verstehen. Es ist nicht, als ob ich die Konkurrenz fürchte. Ich bin nicht so. Ich gönne jedem seinen Teil. Aber die Art der Ausführung war so geschickt vorbereitet und durchgeführt, daß ich anfangs fürchtete, Sie hätten Ihre englische Erbschaft schon durchgebracht und wären nun gezwungen, sich das Geld da zu nehmen, wo es andere Leute aufbewahren. Das hätte mir leid getan. Warum, das sage ich Ihnen später. Noch eine Frage. Sie wußten, daß sich die Polizei für mich interessiert, Sie wußten auch, daß wir einander sehr ähnlich sind. Als Sie nun dem Labwein jenen kleinen niedlichen Streich spielten, fühlten Sie sich wohl dadurch sehr sicher, weil Sie annehmen mußten, der Verdacht, die Tat begangen zu haben, würde auf mich fallen?"

„Unsinn!" sagte Dorival. „Erst als ich in der Zeitung las, daß die Polizei in Ihnen den Täter vermutete, kam mir zum Bewußtsein, wie große Unannehmlichkeiten Ihnen durch meine Tat erwachsen mußten. Der Gedanke hat mich gequält. Ich fand schließlich einen Trost in der Überzeugung, daß die Polizei Sie nicht fassen würde. Mein Schreck, als ich von dem Direktor Zahn benachrichtigt wurde, er hätte Sie gefangen gesetzt, war scheußlich. Ich fuhr nach dem „Prometheus" mit der Absicht, Ihre Freigabe zu erwirken, koste es, was es wolle."

Emil Schnepfe lächelte.

„Das war wirklich eine ganz drollige Sache," meinte er. „Ich habe mal wieder die alte Lehre bestätigt gefunden, daß man sich nur auf sich selbst verlassen soll. Ich wußte, als ich von dem sogenannten Attentat auf den Bankier Labwein las, daß eine große Wahrscheinlichkeit vorliege, daß Sie der Täter gewesen waren. Das wunderte mich. Ich konnte mir die Gründe nicht erklären, die Sie veranlaßt haben konnten, den Labwein auszuplündern. Es ist mir bekannt, daß Ihnen vor einigen Jahren eine bedeutende Erbschaft zugefallen ist. Ich mußte annehmen, daß Sie bereits wieder auf dem Trocknen saßen. Darum kam ich auf die Idee, mich in der Auskunftei des „Prometheus" nach Ihren Verhältnissen zu erkundigen. Eine sehr dumme Idee. Einer der Angestellten erkannte mich, und die Leute setzten mich fest. Ich hörte dabei, daß Sie dem Direktor Zahn den Auftrag erteilt hatten, mich der Polizei in die Hände zu liefern. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich gerade, um mir eine Auskunft über Sie zu holen, in das Institut „Prometheus" geraten mußte. Na, Sie wissen ja, daß ich mich bei den Leuten nicht länger aufgehalten habe, als unbedingt notwendig war. Bei unserer Begegnung auf der Treppe haben Sie sich sehr vernünftig benommen. Aber warum wollten Sie die Polizei in der Ausübung ihres Berufs unterstützen? Was hatte ich Ihnen getan, daß Sie mich den Schergen des Gerichts ausliefern wollten, Herr von Armbrüster?"

„Die Verwechselungen mit Ihnen wurden für mich unerträglich. Ich bin allein zweimal verhaftet worden, weil man in mir den berühmten Emil Schnepfe vermutete."

„Berühmt ist wohl etwas zuviel gesagt," wehrte lächelnd Herr Schnepfe ab. „Na ja, ich gebe zu, daß Sie von dieser Ähnlichkeit zwischen uns einige Unannehmlichkeiten hatten. Ich wußte auch sofort, daß Ihnen, nachdem Sie dem Labwein die Brieftasche abgenommen hatten, sehr viel daran liegen mußte, mich nicht in die Hände der Polizei fallen zu lassen. Ich glaube überhaupt, daß es auf der ganzen Welt, außer mir selbst, keinen Menschen gibt, der sich mehr um meine Sicherheit sorgt, als Sie. Nichtwahr, Herr von Armbrüster?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich Sie unter allen Umständen aus den Klauen des Direktors Zahn losgekauft haben würde, wenn Sie nicht schon selbst den Weg zur Freiheit gefunden hätten, als ich dort anlangte."

„Ich nehme an, daß ich Ihnen dadurch einen Scheck erspart habe. Das freut mich, besonders deshalb, weil ich dadurch nicht Veranlassung gegeben habe, daß der Direktor Zahn noch einmal an mir Geld verdient hat. Um aber auf die Labweinsche Sache zurückzukommen. Was sagen Sie zu meinem Vorschlag? Ich nehme der Polizei gegenüber die Geschichte auf mich. Sollte ich erwischt werden, so werde ich mich natürlich verteidigen. Ich gestehe grundsätzlich nur dann etwas ein, wenn ich fürchte, mich im Hinblick auf die Beweise durch Leugnen lächerlich zu machen. Aber ich werde den Verdacht nicht auf Sie zu lenken suchen. Im Gegenteil, ich werde Sie schützen. Und ich werde auch, falls ich verurteilt werden sollte, was sehr wahrscheinlich sein dürfte, die Strafe ohne Murren verbüßen. Ist Ihnen das recht? Und was wollen Sie sich das angenehme Gefühl kosten lassen, künftig wieder ruhig schlafen zu können?"

„Stellen Sie Ihre Forderung", antwortete Dorival.

„Das ist schnell getan. Ihnen war es, als Sie die Brieftasche an sich nahmen, darum zu tun, ein gewisses Dokument in Ihre Hand zu bekommen. Dies Dokument soll Ihnen bleiben. Aber der andere Inhalt der Brieftasche geht an mich über. Ich gelte als der Dieb und erhalte dafür die Beute. Ist das nicht ganz gerecht?"

Dorival überlegte. Dieser Schnepfe war in seiner Forderung bescheidener als er angenommen hatte. Aber er konnte doch dem Mann das Geld und die Wechsel nicht ausliefern, die er dem Labwein fortgenommen hatte! Bisher hatte er sich stets an den Gedanken geklammert, daß er jeden Augenblick dem Bestohlneen sein Eigentum zurückgeben konnte —

Emil Schnepfe sah ihm seine Gedanken an.

„Sehen Sie mal, Herr von Armbrüster", sagte er mit ruhiger Freundlichkeit und einem etwas schulmeisterlich klingenden Unterton, „Sie quälen sich ganz unnötig. Sie wollen möglichst korrekt sein. Es geht Ihnen gegen den Strich, das Geld und die Wechsel einem anderen zu geben

als dem ursprünglichen Eigentümer. Ich glaube, ich kann Ihnen ein wenig behilflich sein, den richtigen Weg aus Ihren Zweifeln zu finden. Beschäftigen wir uns zunächst einmal mit der Person dieses Labwein. Der Mann ist ein skrupelloser Wucherer, der die Lektion, die Sie ihm erteilt haben, durchaus verdient. Wäre mir dieser Umstand nicht schon bekannt gewesen, hätte ich ihn aus den Schuldscheinen und Wechseln ersehen müssen, die er in seiner Brieftasche mit sich herumgetragen hat, bis sie glücklicherweise in Ihre Hände fielen. Das Schicksal hat es gewollt, daß die armen Leute, die gezwungen wurden, diese Wechsel und Schuldscheine auszustellen, den Händen des Wucherers entronnen sind. Wollen Sie von neuem diese Menschen auf Gnade und Ungnade dem Herrn Labwein ausliefern? Nein, das wollen Sie nicht, ebensowenig wie ich es will. Wenn ich die Auslieferung dieser Wechsel und Schuldscheine verlangte, so geschah es weil ich diese Papiere vernichten will. Lassen Sie uns den Opfern des Labwein einen glücklichen Tag bereiten. Denken Sie nicht nur an sich und Ihr sogenanntes gutes Gewissen, sondern denken Sie auch an das Glück Ihrer Nebenmenschen. Ich glaube, daß dieser Teil meiner Forderung Ihre volle Zustimmung findet. Ist es nicht so, Herr von Armbrüster? Wir vernichten diese Papiere? Sagen Sie ja?"

„Sie haben recht," nickte Dorival.

„Lassen Sie uns gleich an die Arbeit gehen, Sie haben wohl die Güte, die Labweinsche Brieftasche herzuholen."

Dorival ärgerte sich, daß dieser Emil Schnepfe ihm Befehle erteilte. Aber er fügte sich. Er holte die Brieftasche aus dem Nebenzimmer. Hier konnte er nicht unterlassen, die Frage an seinen Gast zu richten:

„Wenn es Ihnen um den Besitz der Brieftasche und ihres Inhalts zu tun war, warum haben Sie das Ding nicht gleich behalten, als Sie vorhin meinen Schreibtisch geöffnet und durchstöbert haben?"

Emil Schnepfe lächelte.

„Ich wußte ja, daß wir uns einigen würden. Auch stehle ich nicht bei Leuten, die sich mir gegenüber so nett und höflich zeigen, wie Sie, Herr von Armbrüster. Ich erinnere an unsere Begegnung auf der Treppe im Geschäftshaus des „Prometheus". Und dann noch eins: Es wäre mir peinlich gewesen, wenn die Brieftasche bei mir gefunden worden wäre, falls Sie eine Dummheit begangen hätten und zu meinem Empfang hier irgendwo einige Kriminalbeamte versteckt haben würden. Ein Mann in meiner Lage muß vorsichtig und auf alles gefaßt sein, besonders auf die Dummheiten der anderen. Sie sehen das ein, nicht wahr, Herr von Armbrüster?"

„Vollkommen. Aber ich werde noch heute die Türe meiner Wohnung, die nach der Hintertreppe führt, so sichern, daß weder der Hauswart, noch ein anderer Unberufener sie öffnen kann."

„Dazu kann ich Ihnen nur raten," bestätigte Emil Schnepfe. „Bitte, geben Sie 'mal den Schwamm her."

Dorival reichte seinem Besucher die Labweinschen Wechsel und Schuldscheine. In diesem Augenblick klopfte es an die Zimmertür. Schnepfe schob die Papiere unter die Tischdecke. Dorival eilte zur Tür.

„Galdino, bist du es?"

„Jawohl, gnädiger Herr."

„Was willst du?"

„Der Herr, den der gnädige Herr erwartet, ist noch nicht gekommen."

„Du bist ein Schaf. Du hast wieder geschlafen. Der Herr ist schon längst hier, und ich wünsche jetzt von niemand gestört zu werden. Verstanden?"

„Jawohl, gnädiger Herr."

Dorival kehrte zu seinem Besucher zurück.

„Mein Diener. Weiter nichts. Wir werden jetzt ungestört sein."

Schnepfe nahm die Papiere wieder in die Hand und musterte sie. Er las die Namen der Akzeptanten und die Namen der Aussteller.

„Das sind zwei junge Offiziere. Wahrscheinlich müssen sie den bunten Rock ausziehen, wenn Labwein ihnen die Wechsel präsentiert. Erhalten wir der Armee zwei Leutnants!" Er zerriß zwei Wechsel in kleine Stücke. Dann fuhr er fort:

„Ein Fabrikant, ein Gutsbesitzer, die Witwe eines Majors, ein pensionierter Oberst, ein Legationsrat und zwei Kaufleute! Euch alle hat aus böser Klemme Herr Dorival von Armbrüster durch einen kühnen Streich gerettet. Ihr würdet ihn segnen, wenn ihr seinen Namen kennen würdet. Aber da die Zeitungen mich als euren Wohltäter genannt haben, so fällt euer Segen auf mein Haupt. Nun, ich kann gute Wünsche gebrauchen."

Er zerriß sämtliche Schuldscheine und Wechsel.

„So, der erste Fall meiner Forderung wäre erledigt. Nun kommt der zweite Teil. Es handelt sich um das Geld. Auch da sind Bedenken nicht am Platz. Leute, die ihr Geld dazu benutzen, um ihre Nebenmenschen zu bewuchern, die mit ihrem Geld andere schädigen, die verdienen, daß ihnen dies Geld entzogen wird, denn es ist ihre Waffe, mit der sie andere anfallen. Genau so, wie man dem Wegelagerer die Pistole aus der Hand schlägt, so soll man auch dem Wucherer seine Waffe fortnehmen. Das ist ein Gebot der Menschlichkeit. Einer solchen Tat braucht sich der anständigste Mensch nicht zu schämen. Wenn Sie dem Labwein das Geld zurückgeben, und der Labwein mit diesem Geld weiter Wuchergeschäfte betreibt, was ja nicht ausbleiben wird, so würden Sie sich in gewisser Beziehung mitschuldig machen. Das ist meine Auffassung von der Sache. Dann kommt noch mein Rechtsanspruch an dem Geld hinzu. Ich gelte als derjenige, der dem Labwein die Brieftasche fortgenommen hat. Werde ich erwischt, so werde ich bestraft, eben weil ich dies Geld genommen habe. Ich will nicht von Ihnen durch irgendeine Summe abgefunden werden. Nein, ich will gerade nur das Geld und keinen Pfennig mehr, das in der Brieftasche war. Ich habe auch so eine Art moralisches Mäntelchen, das ich mir umhänge. Jeder Mensch hat die Verpflichtung, sich einen gewissen Grad von Selbstachtung zu bewahren. Ja, bedenken Sie, Herr von Armbrüster, ich halte mich durchaus nicht für einen schlechten Menschen, obwohl ich von einem Dutzend Polizeibehörden verfolgt werde. Ich habe niemals einem anderen Menschen etwas weggenommen, was der Betreffende nicht sehr gut entbehren konnte. Und dann habe ich noch so ein kleines, privates Stölzchen. Ist es Ihnen noch nicht aufgefallen, daß ich mir niemals einen Namen beigelegt habe, der bei der Ähnlichkeit, die zwischen uns besteht, mir recht nützlich hätte sein können? Es ist der Name von Armbrüster."

„Allerdings", sagte betroffen Dorival. „Sie haben meinen Familiennamen geschont."

„Ich kann von Ihnen nicht dasselbe sagen", lächelte Dorivals Gast. „Ich habe mich nie als Herr von Armbrüster ausgegeben. Sie aber haben es gelitten, daß man Sie für Emil Schnepfe hielt."

„Was sollte ich tun?" fragte Dorival verlegen.

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich Ihnen aus Ihrem Verhalten keinen Vorwurf mache. Für die Tat lasse ich mich auch nicht von Ihnen bezahlen. Da haben Sie das kleine private Stölzchen. Ich nehme nur das, wofür ich büßen muß, wenn ich einen Reinfall erleben sollte. In meinen Händen soll das Geld übrigens eine recht nützliche Verwendung finden. Es wird mir gestatten, Fräulein Gretchen Lotz zu heiraten."

Dorival schwankte nicht mehr. Er gab an Emil Schnepfe den Betrag heraus, den die Labweinsche Brieftasche barg.

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch!" sagte er. „Sie werden also Fräulein Lotz heiraten?"

„Ja, das werde ich," antwortete Schnepfe und barg die Banknoten in der inneren Tasche seines Rockes. „Ich werde zunächst dafür sorgen, daß das arme Mädchen zu seiner Erholung ein Pensionat aufsucht. Das Martyrium, zwei Jahre Gesellschafterin bei Frau von Maarkatz zu sein, hat ihre Nerven stark angegriffen. Sie wird wieder frisch, gesund und blühend werden. Ich werde mir irgendwo eine Existenz gründen. Über meine alten Geschichten wird Gras wachsen. Sie werden durch Verwechselungen mit mir nicht weiter belästigt werden."

Dorival reichte ihm die Hand.

„Ich wünsche Ihnen und Fräulein Lotz von ganzem Herzen Glück. Ich habe Sie früher natürlich ganz anders beurteilt. Ich bin jetzt froh, daß ich Sie näher kennen gelernt habe. Und noch eins, wenn ich Ihnen helfen kann, so verfügen Sie über mich!"

„Ja, so eine Aussprache ist immer von Wert." Herr Schnepfe schlug vergnügt an die Brusttasche, die das Labweinsche Geld barg. „Außerdem ist es mir mit Ihnen ganz ebenso ergangen. Sie waren mir früher auch sehr unsympathisch, Herr von Armbrüster."

Dorival lachte.

„Ja, seit wann kennen Sie mich denn?" fragte er.

„Von Ihrer Existenz wußte ich schon, als ich noch ein ganz kleines Bürschchen war, persönlich kennen lernte ich Sie aber erst während meiner Dienstzeit als Kavallerist hier in Berlin."

„Dienten Sie denn in meinem Regiment?"

„Nein, Herr von Armbrüster, im Schwesterregiment. Ich spielte mal an Kaisers Geburtstag einen Leutnant, da fiel meinen Kameraden und auch meinem Rittmeister die Ähnlichkeit auf, die ich mit dem Leutnant von Armbrüster, der bei dem anderen Regiment stand, hätte. Ich habe es dann so eingerichtet, daß ich Sie öfter zu sehen bekam. Da bemerkte ich auch, wie sehr ich Ihnen ähnlich war. Sie gingen schon damals immer glatt rasiert. Ich habe mir dann manchmal den Jux gemacht, abends in der Uniform eines Leut-

nants auf den Straßen herumzulaufen. Es war mein erstes Gastspiel als Baron. Ich freute mich kindisch, wenn die Soldaten mich grüßten. Aber einmal wäre ich beinahe in eine böse Patsche geraten. Ich traf Offiziere von Ihrem Regiment. Die verwechselten mich mit Ihnen. Ich mußte sehr vorsichtig sein, um mich während der Unterhaltung nicht zu verraten. Da hörte ich, daß Sie Ihren Abschied eingereicht hätten, weil Sie eine englische Erbschaft antreten wollten. Ich habe eigentlich bei dieser Gelegenheit zuerst bemerkt, daß ich in kritischen Situationen über eine mich in Erstaunen setzende Ruhe verfüge. Ich log mich prachtvoll durch. Erzählte, daß mein englischer Onkel die Bedingung gestellt habe, daß ich aus der deutschen Armee austreten müsse, wenn ich der Erbschaft nicht verlustig gehen wollte. Das wird ja wohl auch so ungefähr gestimmt haben?"

(Fortsetzung folgt.)

Als Wandervogel um die Welt.

Von Benno Jacob, Frankfurt a. M.

Vor einiger Zeit sprach, wie wir damals mitteilten, ein junger Weltreisender bei uns vor, der auf dem Wege von Warschau nach Danzig einen Tag in Bromberg weilte und uns über seine Weltreise manche fesselnden Einzelheiten zu berichten wußte. Wir bringen nunmehr eine zusammenfassende kurze Schilderung seiner Fahrten, die ihn bis in den fernen Osten und wieder zurückführten. Die mancherlei Eindrücke und Beobachtungen des weit umhergekommenen Wandervogels dürfen der freundlichen Beachtung unseres Leserkreises empfohlen sein.

Schriftleitung der „Deutschen Rundschau".

Als ich am Anfang des Jahres 1923 aus Deutschland als jüngster von 18 Wandervogelführern wegwanderte, da dachte wohl keiner von uns an eine Weltreise. Unser Ziel war Sofia, und nur einige ganz Kühne glaubten daran, vielleicht auch Konstantinopel zu sehen. Wir wären zufrieden gewesen, wenn wir eine Sicherheit gehabt hätten, nach Bulgarien zu kommen, denn wir wollten den dort bereits befindlichen Jugendhilfsdienst studieren, der an Stelle der durch die Alliierten verbotenen Militärpflicht eingeführt war. Wir wanderten alle zusammen bis Rothenburg ob der Tauber, und als wir nach mehrtägiger Rast aus den Toren dieses äußerlich noch genau wie vor zweihundert Jahren ausschauenden Städtchens hinausgepilgert waren, teilten wir uns in drei Gruppen zu je sechs Mann mit der Parole: Wiedersehen in Sofia!

Der älteste Kamerad der Gruppe, der ich mich angeschlossen hatte, war ein 29 Jahre alter kahlköpfiger Schlosser aus Berlin. Er war im Kriege gewesen, und die Schrecken der Front hatten ihm das Haar gebleicht. Die darauffolgenden Friedensjahre, die soviel Sorge und Not im Gefolge hatten, ließen sie ganz ausfallen. Er war immer derjenige, der bei den Behörden die Verhandlungen führte. Der zweite Handwerker im Bunde war Fritz Gröske aus Mecklenburg. Seine langen, zum Pagenkopf frisierten Haare, seine im neuesten Stile der Wandervogelmode gehaltenen Kleider ließen ihn als „wilder Kerl" erscheinen. Doch war er ein stiller, ernster, verträumter Kamerad. Walter Kampf, Bankbeamter aus Hamburg, und ich waren von Hause aus Kaufleute, während Max Friedenberg (Prag) und Frithjof Hartmann (Bremen) Studenten waren. Frithjof Hartmann verließ uns kurz darauf, um seine Doktorarbeiten zu erledigen; in Wien wollte er uns wieder treffen. Wir aber wanderten weiter, mit Rucksack und Zupfgeige bepackt, an der Donau entlang bis nach Wien. Nach achttägigem Aufenthalt in der Hauptstadt Österreichs (der Magistrat sandte uns Freipässe für alle städtischen Einrichtungen, wie Oper, Museum, Straßenbahn) wanderten wir, von herrlichem Wetter begünstigt, über Mürzzuschlag durch die Steiermärker Alpen nach Graz. Am meisten wunderten sich die lieben Märker, daß unsere Manchesterhosen so gut halten sollten wie ihre hirschledernen Hosenböden. Das dünkte ihnen unglaublich. Bevor wir Österreich verließen, war uns noch ein schönes Erlebnis beschieden. In Spielfeld, dem letzten Städtchen Steiermarks, bevor es nach Serbien geht, wurden wir von dem Grafen Sergius v. Dagovout auf sein Schloß eingeladen, und wir verbrachten so die Nacht in Betten, von denen ich sicher bin, daß wir die plebejischsten Schläfer waren, die je diese Betten innehatten. Am anderen Tage, nach herzlichem Abschied von dem Schloßbesitzer, der überall gewesen war, wo wir hinwollten, ging es zu Fuß über die Grenze nach Serbien.

Die Zollbeamten durchsuchten unser Gepäck, schauten in die Bäuche unserer Violinen und Gitarren, dann durften wir passieren, aber überall, wo wir hinkamen, in Marburg an der Trave, später in Agram an der Save, überall fanden wir deutschsprechende Bauern, und sie machten uns in ihrer Gastfreundschaft oft das Übernachten leicht. In Agram kauften wir einem Badeanstaltsbesitzer ein altes Ruderboot ab. Obwohl eigentlich nur für vier Mann Platz war, ruderten wir fünf mit Gepäck in der Badewanne auf der Save hinunter, um so schneller und bequemer nach Belgrad zu kommen. Nach einigen Tagen wurde die Strömung so langsam und das Sitzen im Boot so unbequem, daß zwei Mann beschlossen, zu Fuß weiterzuziehen. Darauf trennten sich die beiden Handwerker von uns, um uns in Belgrad wiederzutreffen. In der Nähe von Bosnisch-Brod wurde die Save dann schiffbar, und von dort bis Belgrad hängten wir uns an einen Schleppkahn und kamen auf diese Art rasch vorwärts. Interessant war es, zu beobachten, daß auf der bosnischen Seite die Dörfer mohammedanisch, auf der anderen Seite katholisch waren. In Belgrad bekamen wir bei der Firma Holzmann Arbeit. Meine zwei Kameraden als Maler, ich als Elektrotechniker. So halfen wir Belgrad aufbauen und verdienten dabei gutes Geld. 14 Tage lang blieben wir. Dann ging es auf Anraten der Gesandtschaft auf die Polizei, um nach unseren Kameraden zu forschen. Diese hatte sie inzwischen als verdächtig verhaftet und nach Österreich ausgewiesen. Wir wurden wegen Verletzung der Meldevorschriften ebenfalls bestraft, kamen aber nach Zahlung von 60 Dinar frei. Zuerst hatte man 100 verlangt, aber durch Handeln wurde uns Ermäßigung zuerteilt. Eine Empfangsbescheinigung erhielten wir jedoch nicht. Die Behörden in Serbien sind den Deutschen gegenüber unfreundlich und schikanös; das Volk der vereinigten Serben, Kroaten und Slowenen (Südslawen) aber liebt die Deutschen und behandelte uns wie Brüder. Wir haben in Belgrad geholfen, Wolkenkratzer und Straßenbahnen in nie geahnter Vollkommenheit zu bauen, die Bauern haben moderne landwirtschaftliche Maschinen und Pflüge erhalten — alles auf Konto Reparationen, d. h. geschenkt, und Deutschland muß dafür bezahlen.

Nachdem wir genügend Geld gespart hatten, ging es zu Fuß weiter durch das zerklüftete, romantisch gestaltete Gebirge auf schlechten Fahrwegen, denn der Begriff Landstraße traf wirklich nicht zu. An der serbisch-bulgarischen Grenze wimmelte es von Militär. In Bulgarien war wieder einmal Revolution. Auf der Donau gelangten wir dann ohne Anstoß über die Grenze und reisten bis nach Rustschuk; da wir der Unruhen halber nicht gleich nach Sofia wollten, wanderten wir von dort nach Varna am Schwarzen Meer. Dort trennte sich mein letzter Kamerad von mir, da er Heimweh hatte und in der Nähe in Rumänien ein Onkel wohnte, der ihm die Heimreise erleichtern wollte. Ich aber wanderte nach Sofia. Unsere Kameraden waren alle schon in Sofia versammelt, sie hatten alle ähnliche Abenteuer überstanden und nach Ausweisung aus Serbien schließlich von guten Österreichern die Fahrt im Eisenbahnzug von Rumänien nach Bulgarien bezahlt bekommen. Sie hatten schon einige Zeit in den verschiedenen Arbeiterkompanien des bulgarischen Jugendhilfsdienstes gearbeitet und gingen, meist an trüben Erfahrungen reich, nach Deutschland an ihre alten Plätze zurück. Wir Menschen vergessen rasch das Schlimme, und so wünsche auch ich, daß sie alle in der Erinnerung nur das Schöne und Herrliche behalten haben, das sie auf ihren Fahrten erlebt hatten. Ich selbst bekam in Sofia die Trauerbotschaft vom Ableben meiner Mutter. Unsere Fabrik war von meiner Mutter an eine andere Firma verpachtet worden, so war ich aller Verpflichtungen frei, denn die Pachtsumme gewährte meiner Mutter ein gutes Auskommen. So verabredete ich mich mit Zeitschriften und ging als Reporter nach Rußland, um Nachrichten über das Leben, speziell der dortigen Jugend, zu übermitteln. Ich wurde aber nicht weit in das Land hineingelassen, da die Russen in mir einen Antibolschewisten vermuteten.

Mein nächstes Ziel war Konstantinopel. Die Kalifenstadt war von den alliierten Armeen besetzt und kein Deutscher durfte sich in der Türkei aufhalten. Ich hatte von einem türkischen Pascha einen Brief erhalten, und jeder Mohammedaner, dem ich den mir selbst unleserlichen Brief zeigte, war mir auf dieses Schreiben hin behilflich. Im Güterwagen versteckt, schmuggelten mich die türkischen Eisenbahnbeamten durch die griechische Absperrungslinie in der europäischen Türkei. Bei Nacht kam ich in Stambul an und mein Wunderbrief brachte mich noch am gleichen Abend in das Wohnhaus Selim-Paschas. Sonnenverbrannt, den türkischen Fez auf dem Haupte, konnte ich mich frei in der Stadt bewegen. Niemand hätte in mir einen Deutschen vermutet, da heute die Hälfte der Konstantinopeler Türken in europäischen Kleidern umhergeht. Die nächste Zeit ver-

brachte ich damit, in Stambul, der Türkenstadt, durch die Basare zu streifen oder in den Moscheen zu liegen, um den feierlich begeisterten Reden türkischer Geistlicher zu lauschen, die bei jeder Gelegenheit, wenn genügend Zuhörer da sind, predigen, Märchen erzählen oder den Koran erläutern. Nach Pera, der Europäerstadt, ging ich nicht gern, da man dort den Schikanen der fremden Soldaten ausgesetzt war und ich dort als Deutscher hätte entdeckt und ausgewiesen werden können. Mein Aufenthalt wurde aber doch bekannt, und so verschwand ich eines Tages nach einer Warnung nach Kleinasien. Dort reinigte Kemal-Pascha die Küste von den Armeniern und Griechen, die sich da eingenistet hatten und ständig in Fehde mit der türkisch-mohammedanischen Bevölkerung lebten. Als die Griechen sich in Smyrna mit Hilfe von fremden Truppen festsetzten, beschoß er die Stadt; überall siegreich, gelang es ihm denn auch, die Alliierten zum Verlassen der Stadt Konstantinopel zu bringen. Mir als Deutschem bereitete es ein Vergnügen, die französischen, englischen und italienischen Truppenverbände unter dem Jubel der Türken eiligst packen und abziehen zu sehen. Ich war der Armee voraus nach Konstantinopel geeilt, um auch diesen Anblick recht genießen zu können. Ich nahm dann eine Anstellung als Kameramann bei einer amerikanischen Filmexpedition an. Im Automobil, in eine Phantasieuniform gekleidet, ständig filmend, durchsausten wir die Welt. Griechenland, Piräus, Athen, die Akropolis, dies alles wurde durcheilt. Meine erste Seereise machte ich als Passagier erster Klasse auf einem englischen Luxusdampfer. In meinen kühnsten Träumen hätte ich mir das nie einfallen lassen, und nun war es Wirklichkeit geworden. Später erst ist es mir klar geworden, was es heißt, Passagier erster Klasse auf einem Mittelmeerdampfer zu sein.

Ägypten, Alexandrien — die Sonne Afrikas brannte uns auf den Schädel, aber ich habe die strahlende Sonne Afrikas liebgewonnen. Wie spielend leicht machte sie mir das Filmen! Wir benutzten nur deutsches Agfafilmmaterial. In Kairo blieben wir einen Monat. Wunderbar war dort das Leben. Ständig hatte ich mein Auto zur Verfügung, keinen Schritt zu Fuß brauchte ich zu gehen, aber auch keinen Augenblick hatte ich freie Zeit — die Pyramiden, die Moscheen, die uralte Zitadelle, Zaglul-Pascha, der König, die Parlamentseröffnung, dies alles flog an meiner Kamera vorbei. Erst als die Filme in Kinos liefen, sah ich, was ich alles gedreht hatte. Glück hatte ich. Nicht ein Bild war mir mißraten. Nach Ägypten ging es in den Sudan, den Nil aufwärts. Die Menschen wurden immer dunkler und unzivilisierter. Luksor, seine Tempel, das Grab Tutankamuns, ließen wir hinter uns, immer weiter hinein in den schwarzen Erdteil. Doch die Schwierigkeiten wurden zu groß. Die Benzinversorgung wurde immer schlechter. So beschloß unser Leiter Kapitän Vandervelt, nach Erythräa einzubiegen, und von der Stadt Massana aus schifften wir uns zur Überfahrt nach Indien ein. Wir passierten Arabien. In Aden filmte ich den Hafen, der einen wunderbaren Anblick gewährte. Kurze Zeit später wurde ich verhaftet und keine Bemühungen Vandervelts und des amerikanischen Konsuls halfen. Ich sollte nach dem Suezkanal, nach Ägypten zurück. Die Amerikaner konnten ihren Weg fortsetzen. Auf einem kleinen Küstendampfer geschah der Transport. An Bord durfte ich mich frei bewegen, denn Flucht war ausgeschlossen. An Land schwimmen war unmöglich, da die Haie jeden, der das versucht hätte, aufgefressen haben würden. Doch gelang es mir, in Hodeida freizukommen und unter dem Schutze der Beduinen nach Port Said zurückzukehren. Dort verhalf mir die deutsche Gesandtschaft auf einem Dampfer zur Überfahrt und nach abenteuerlicher Reise über Niederländisch-Indien gelangte ich nach China, wo gerade der Bürgerkrieg in vollem Gange war. Ich verhielt mich neutral, das heißt, ich stellte mich mit allen Parteien gut. Als ich schließlich sah, daß die Armee Tschangtsolins stärker wurde, ging ich nach zweimonatigem Aufenthalt bei der Pekinger Armee hinüber ins Lager nach Mukden. Tschangtsolin ist heute der mächtigste Mann in China, früher Bandit, dann Räuberhauptmann, wurde General, damit seine Banden die Armee in Ruhe ließen; heute ist er Gouverneur der Mandschurei, die ungefähr halb so groß ist wie die Vereinigten Staaten. Trotz des Bürgerkrieges hatte sich das Handelsgeschäft in China sehr belebt, und ganz besonders die großen Firmen waren in der Lage, riesige Geschäfte abzuschließen. Der deutsche Handelsumsatz stand an zweiter Stelle, an erster war Amerika. Inzwischen mag auch das sich geändert haben. In Schanghai, Peking, Tientsin sind große Klubhäuser, in denen das deutsche Gesellschaftsleben blüht. Durch den Gesandten Taragan in Peking hatte ich die Erlaubnis bekommen, nach Ostsibirien zu reisen. Ein Freibillett auf der Eisenbahn ermöglichte mir eine rasche Reise. Die Wagen sind sehr schön eingerichtet; jeder hat für sein Billett eine saubere Pritsche, die sich tagsüber in die Wand einklappen läßt und auf der man die Fahrt liegend verbringen kann. In Wladiwostok ist alles leer und öde. Das Volk lebt gut. Der Außenverkehr ist gleich Null. Der riesige Hafen steht leer. Die Politik beherrscht das Leben in Wladiwostok. Ich wohnte beim deutschen Konsul und weigerte mich, irgendwie Bolschewikendienste zu leisten, und so hielt es mein Gastgeber für geraten, daß ich zu meiner Sicherheit aus dem Lande verschwände. Tscheka heißt eine geheime Polizei, die über allen Andersdenkenden steht und deren Leben und Freiheit ständig bedroht. Gottseidank, daß ich nur vom Hörensagen von dieser Geheimpolizei reden kann.

Ein kleiner, höflich grinsender japanischer Kapitän nahm mich mit nach Korea, aber auch dort war meines Bleibens nicht lange. Korea ist für Japan, was Indien für England bedeutet, noch heute ein Schmerzenskind. Der Befreiungskampf wird ganz im stillen, aber um so energischer, auch dort geführt. Wo ist heute auf der Welt eine Fremdherrschaft den Eingeborenen willkommen?

Von Fusan auf Korea setzte ich nach Schimonoseki über, aber dort ließ man mich nicht allein. Dieser Hafen ist der größte und besuchteste Handelshafen Japans. Segelschiffe durchziehen zu Hunderten täglich die Fluten, um nach einer der Inseln des Liliputreiches zu ziehen. Aber schon in Märchen wird es erzählt, daß eines der Zwergenreiche Liliput das Reich der Riesen Gigantea besiegt und unterjocht hat. Europa werde einig! In Kobe erhielt ich jede Unterstützung seitens der Polizei. Keinerlei Schwierigkeiten, nur Rat und Hilfe. Dann aber sorgten das deutsche Konsulat und die Deutsche Gesellschaft für mich. Drei Monate streifte ich kreuz und quer durch das Land. In Tempeln und Klöstern beherbergte und bewirtete man mich. Ich verließ dann als Gast der Schiffsfirma „Nippon Newon Kaisha“ auf ihrem schönsten Schiffe Japan. Nach kurzem Aufenthalt in Viktoria kam ich nach Seattle, und auf der Emigrationsstation verbrachte ich eine Nacht und einen Tag. Auch hier lernte ich menschlich denkende Inspektoren kennen. Mit freundlich väterlichem Schmunzeln gewährte man mir nach Examination den Eintritt in das gelobte Land der Vereinigten Staaten. Nur sechs Monate hatte ich Erlaubnis, in den Vereinigten Staaten zu bleiben, und so war ich gezwungen, um das Riesenland nur oberflächlich kennenzulernen, aber doch einen Überblick zu bekommen, so rasch wie nur möglich zu reisen, um so viel als möglich zu sehen. Von Seattle ging es an der Küste hinunter nach Santiego, von dort an der mexikanischen Grenze entlang bis Neu-Orleans. Ab und zu machte ich nach Mexiko Ausflüge. Dann ging es den Mississippi aufwärts über Chicago, Detroit nach Neuyork. Alle diese Reisen habe ich in Automobilen zurückgelegt, denen ich auf der Landstraße begegnete und deren Besitzer mich ohne Ausnahme bereitwillig mitnahmen, wenn sie anhielten. Noch eine kurze Reise auf Automobilen, die ich auf der Landstraße traf, unternahm ich nach Montreal und Kanada, um so auch dieses von französischen Emigranten besiedelte, jetzt englisch gewordene Landstück kennenzulernen. Trotz des immer noch als Hauptsprache geltenden Französisch fand ich auch dort keinerlei Haß gegen Deutsche, im Gegenteil versuchte ein jeder so viel als nur möglich von den deutschen Zuständen, wie sie jetzt in der Heimat sind, zu erfahren. Als ich nach Neuyork zurückkehrte, hatte ich Gelegenheit, mich als Matrose nach Deutschland auf einem Dampfer der Roland-Linie hinüberzuarbeiten. Nach einer etwa 18 Tage dauernden Überreise auf einem ziemlich neuen, aber sehr langsam fahrenden Frachtdampfer kam ich in der alten Schifferstadt Bremen an. Deutsche Worte, deutsche Laute umschwirrten mein Ohr, deutsches Land und deutsches Wesen erfreuten mich in jeder Beziehung. So fuhr ich nun in Heimatsstimmung nach dem Anfangspunkt meiner Reise zurück.

Jedenfalls war es mir nur möglich, meine Reise zu unternehmen durch die wunderbare Unterstützung, die man dem Deutschen, der heute in fast allen Ländern, außer in Europa, am beliebtesten ist, zukommen ließ. Da die außereuropäischen Länder alle in irgendeiner Weise von den im letzten Kriege siegreichen europäischen Nationen ausgebeutet oder gar unterdrückt werden, ist das Sympathiegefühl für Deutschland bei diesen Nationen durch die gleichen Nöte warm und freundschaftlich geworden. An uns liegt es nun, diese Sympathie richtig einzuschätzen, zu pflegen und zu erhalten.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.